

1926

(Nachdruck verboten.)

Jeder konnte es merken, daß er bis über die beiden
Ohren in das Mädel verliebt war, er machte ja auch
kein Hehl daraus.

Warum war Susi so verschlossen, so ablehnend dem jungen Lamken gegenüber, blickte gelangweilt über ihn hinweg, bei jeder Unterhaltung, die er mit ihr anstrebte? —

Sie konnte nicht klug werden aus dem Mädchen, das so harmlos fröhlich war, so fleißig und tüchtig seinen Pflichten oblag.

Hätte Susi eine andere Neigung gehabt, dann wäre sie anders gewesen, zerstreuter, träumerischer, nicht mit so siegesfrohen Augen hätte sie ins Leben geschaut wie eben jetzt.

Vielleicht war es auch nur mädchenhafte Scheu und Befangenheit dem Bewerber gegenüber, die sie erst langsam überwinden mußte.

Frau Elten lächelte, während sie in das Haus zurückkehrte.

Der Wagen rollte unterdes seinem Ziele zu. Friedrich fuhr jetzt langsamer, denn es ging stark bergan.

Sonst hatte Fräulein Susi immer ein wenig mit ihm geplaudert, er war das so gewöhnt an ihr, die er kannte von Kindheit an. Gute Freunde waren sie gewesen dazumal, als sie noch im kurzen Kleidchen herumtollte, und waren es auch geblieben. Aber seit Fräulein Susi von der Reise zurück war, war das alles anders geworden, und das trankte den Alten gewaltig. Mit seltener Treue hing er an der Herrschaft, am allermeisten aber an dem jüngsten Familienmitglied. Wie oft hatte sie bei ihm in der Kutschstube gesessen als Kind und sich im Stall ganz heimlich auf die Pferde heben lassen. Schöne Zeiten waren das gewesen! Friedrich nickte vor sich und gab dem Handpferd die Peitschenpipe zu fühlen.

Die Füchse legten sich in Trab, federnd rollte der Wagen nach, die Steigung des Weges war überwunden. Zauberhaft schön und still war der Morgen unter dem blauen, blaßgetönten Himmel.

Aber heut hatte Susi für die Schönheit der Natur kaum einen Blick.

Ihre Gedanken waren weitab, fern in dem südlichen Märchenland der Riviera, wohin sie und Lilia in wenig Wochen den Onkel Luzius begleiten sollte.

Gestern schon hatte er mit ihren Eltern alles besprochen und voll Dank und Freude hatte Forstmeister Elten seine Einwilligung gegeben. Er gönnte es seiner Jüngsten von Herzen, daß sie einmal ausfliegen durfte in die schöne Welt, ein Luxus, den er sich und den Seinen nicht gestatten konnte.

Und aus ihren wachen Träumereien schreckte Susi erst auf, als der Wagen hielt. Man war am Ziel.

Aus dem nahen Forsthaus trat die Försterin, die in ihrer Küche das Anwärmen der im Wagen verstanten Speisen besorgen wollte.

Susi schüttelte der jungen Frau die Hand und fragte nach ihrem Ergehen, während Friedrich die Körbe in das Haus trug.

Sie besichtigte die kleine Tafel, die im Wohnzimmer der Försterei bereits gedeckt war, von mächtigen Tannenbrühen geziert.

Vom Wald herüber wurde ein fröhliches Halali geblasen, und Susi trat in die offene Haustür. Zwei Wagen rollten heran und die Insassen schwenkten die verwitterten Rodenhüte.

Eine Viertelstunde später saß man bei Tisch. Susi, als einzige Dame, am oberen Ende der kleinen Tafel, ihr zur Rechten und Linken die Ehrengäste des Tages, Graf Holzbrück und Bürgermeister Luzius. Ein feuriger Rotwein funkelte in den Gläsern, die eifrig geleert wurden, während man den frugalen Speisen alle Ehre antat.

Der junge Lamken beteiligte sich nicht am Gespräch, er versuchte vergeblich zu erfahren, was Susi so hell lachen machte, was ihre Augen so strahlen ließ.

Der Graukopf an ihrer Seite ließ kaum einen Blick von dem pilanten Profil seiner Nachbarn. Hin und wieder erhob er die feingepflegte Hand, an der ein großer Brillantring leuchtete, um das Einglas vor das rechte Auge zu werfen. Purpurn lachte Susis kleiner, voller Mund, und breit und seidig lagen die seidigen Wimpern auf dem blassen Elfenbeinton ihrer Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseanekdoten.

Von Heinz Scharpf.

Meiereders fahren seit der Erfindung ihrer Reiseputze herrlich durch die Lande. Die Meierederische Putze hat einen Blasebalg im Leib. Wenn man ihr auf den Bauch drückt, quetscht sie wie ein misgelauntes Baby.

Meiereders machen es nun so: Zeitlich vor Zugabfahrt okkupieren sie ein Coupé, legen die Putze neben sich und will dann jemand in ihr Abteil, läßt Papa Meiereder sie in allen Tönen losmiauen.

„O, ein kleines Kind!“ erschrecken die Blatsuchenden und schlagen die Coupétür ebenso rasch zu, wie sie sie erst aufgerissen haben.

So reisen Herr und Frau Meiereder seit fünfzehn Jahren ungestört auf allen Bahnen, quetschvergnügt allein mit ihrem Säugling.

Der berühmte Wiener Psychiater N. wollte in einer kleinen süddeutschen Universitätsstadt einen Vortrag mit Demonstrationen halten. Bei seiner Ankunft hat er den biedereren Dienstmann, der sein Gepäck besorgte, recht vorfichtig mit seinem Koffer umzugehen.

„Mann“, sagte er, „geben Sie recht obacht, da sind lauter Gehirne drinnen verpackt.“

„O mei“, grinst der Dienstmann, „mit Hirn werden Sie da bei uns wenig Geschäft machen.“

In einem Abteil saß die gewisse Dame mit dem gewissen üppigen Busen und dem gewissen strengen Blick. Nach einiger Fahrzeit wandte sie sich an ihren Gatten:

„Sitzt du bequem, Theobald?“

„Ja, sehr bequem, Emilie.“

„Spürst du keinen Achsenstoß?“

„Nein, Emilie.“

„Zieht es dir auch nicht?“

„Gar nicht, Emilie.“

Darauf erhob sich Emilie. Blinkschnell fuhr auch Theobald in die Höhe. Wortlos tauchten sie die Plätze.

Ein Fremder kam nach Wien, fuhr mit einem Wagen ins Hotel und ließ den Kutscher durch den Portier bezahlen. Der Portier brachte sogleich zehn Schilling auf die Rechnung, rief dem Hausdiener und gab ihm neun Schilling für den Kutscher. Der Hausdiener handigte acht davon dem Lohnburken ein. Dieser rief den Boy und gab ihm sieben. Mit feierlicher Grandezza handigte der Boy dem wartenden Kutscher sechs ein.

„Was, fünf Schilling?“ rief empört der Kutscher, „was jetzt für notige Bagage daher nach Wien kommt!“

Oberlehrer Schulae gefiel sich in ebenso lakonischen wie treffenden Reiseanekdoten. Aus Florenz kam eines Tages eine Ansichtskarte mit nur drei Worten: „Veni — vidi — Vanz!“

Herr Krause aus Dresden fuhr von da nach Leipzig. Unterwegs stieg ein baumlanges Engländer ein, legte seine Beine direkt in Krauses Schoß und tat sie bis Leipzig nicht mehr herunter.

„Ja, warum haben Sie sich denn das gefallen lassen?“ intervenierte man den Betroffenen.

„Nu“, sprach der helle Sachse, „ich wollte mich vor dem Has mit meinem Englisch nicht lange blamieren.“

In Cortina lag die längste Zeit folgende offene Karte im Hotelbriefkasten: „Schak, Brief erwartet Dich unter meinen vier Buchstaben in Benedig. Deine Emma.“

In der bayerischen Sommerfrische G. nahm der Alpine Trachtenverein Stellung gegen die Modeauswüchse. Besonders gegen die modernen Tänze. Er drohte, den Tanzenden die Kleider vom Leibe zu reißen, wenn sie weiterhin die Sittlichkeit auf dem Lande gefährdeten. Und eines Tages ging dann auch ein Stoktrupps gegen etliche Sünder vor. Aber er mußte sich unverrichteter Dinge wieder zurückziehen. Gerade als man sich anschiden wollte, den schamlosen Weibern die Kleider vom Leibe zu reißen, merkte man, daß sie so gut wie keine an hatten.

In Tirol jagen sie statt umziehen: plündern. Standen in Innsbruck zwei Pader auf der Straße und wischten sich den Schweiß von der Stirn.

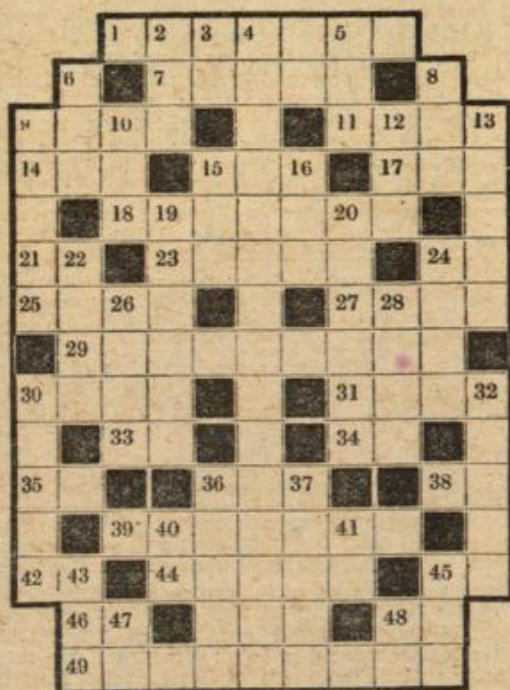
„Heiß?“ fragte ein durchreisender Berliner.

„Ja!“ gab der eine der Männer zur Antwort, „mit hab'n grad a Dame im vierten Stod plündert.“

„Wat?“ entsetzte sich der Spree-Alibener.

„A Dame hab'n mir aussog'n!“ erläuterte der andere. Da floh der Herr aus Preußen.

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Vorname Mozarts. 7. Flächenraum. 9. Vorname Bedins. 11. Boot. 14. Stadt in Bayern (h = ein Buchstabe). 15. Bieheweide. 17. Warmes Getränk. 18. Persischer Mädchenname. 21. Auerochs. 23. Hafen in Russland. 24. Wehruf. 25. Planet. 27. Nahrungsmittel. 30. Teil des Fusses. 31. Voranschlag. 33. Fürwort. 34. Italienische Note. 35. Musikvorzeichen. 36. Körperteil. 38. Verhältniswort. 39. Bewohner Genuas. 42. Anfang des Alphabets. 44. Weibliches Reh. 45. Wie 35. 46. Ausruf des Erstaunens. 48. Wie 24. 49. Inselname im Märchen (als Titel zu einem Märchen verwandt). — Senkrecht: 2. So viel wie jemand. 3. Flächenmaß. 5. Spab. 6. Stammutter. 7. Wie 38. 8. Bündnis. 9. Wasserbläschen (h = ein Buchstabe). 10. Deutsches Bad. 12. Kleine Süßeinfel. 13. König von Abessinien. 15. Türkischer Vorname. 16. Mädchenname. 19. Mantel. 20. Gefandter. 22. Teilsablung. 24. Verdi-Oper. 26. Segelflange. 28. Schwimmvogel. 30. Wildes afrikanisches Pferd. 31. Wie 40. 32. Nadelbaum. 36. Frauenname. 37. Heilige Stadt.

der Mohammedaner. 40. Wie 33. 41. Chemisches Zeichen für Selen. 43. Schlitten. 45. Bayerische Bezeichnung für Knabe. 47. Hämischer Ausruf. 48. Faulstier. — Die Buchstabenreihen 29. wagerecht und 4. senkrecht ergeben ein Dante-Zitat.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 227: Wagerecht: 1. Stern. 5. Ode. 7. Inn. 9. Sai. 11. Buche. 13. Teich. 16. Reis. 18. Nord. 20. Mai. 22. Datum. 23. Arm. 25. Ems. 27. Nachen. 29. Tag. 30. Subn. 32. Nora. 34. Jura. 35. Tell. 36. Abt. 38. Lech. 39. Ehe. 40. Beton. — Senkrecht: 2. Ton. 3. Reh. 4. Eiche. 6. Bier. 8. Reid. 10. Atom. 12. Uri. 14. Ida. 15. Ampel. 17. Satan. 18. Mufen. 19. Omega. 21. Alm. 24. Kaa. 26. Ubu. 27. Abab. 28. Note. 29. Tal. 31. Ural. 33. Necha. 37. Tee. 38. Leo.

Welt u. Wissen

Tier- und Pflanzenleben auf den höchsten Erhebungen der Erde. Die landläufige Vorstellung über die vertikale Ausbreitung des Tier- und Pflanzenlebens geht dahin, daß die hochalpine Gipfelregion jeglicher Bewohner ermangelt. Sie ist aber durchaus nicht zutreffend. Das haben in neuester Zeit wieder auf das Schlagendste die Beobachtungen der englischen Mount-Everest-Expeditionen bewiesen. Auf den über 5000 Meter hoch liegenden Pässen des tibetanischen Himalaya wurden noch Gazellen, Hasen, Murmeltiere, Finken, Vögel, Eidechsen, ja in 5500 Meter Höhe zwischen Moränen und Granitgrus kleine, grau- und schwarz-gepunktete, flügellose Fleckfüßler beobachtet. In Höhen von 2500 Meter flogen mit langen Schuppenhaaren farnartig bekleidete Apollolalter. Über einem 7540 Meter hohen Berggipfel zog ein Geier im Segelflug durch den Äther. Noch erstaunlicher ist die Beobachtung von Dohlen in Lagen von 8280 Meter! Kein Tier dürfte jedoch dauernd in solcher Höhe leben wie eine kleine Spinne, die von den Mitgliefern der dritten Expedition beobachtet wurde. Sie treibt ihr Wesen noch auf 6700 Meter hoch liegenden Felschutt-Inseln, die aus der Eis- und Schneedecke hervorragten. Vonwo mögen diese „Höhen-spinnen“ leben? In ihre Wohnregionen dringen weder andere Tiere noch Pflanzen vor. Daß sie ihre eigenen Artgenossen fressen, wie Major R. W. G. Kingston berichtet, wird richtig sein. Das tun aber auch viele andere Spinnen. Dagegen kann dieser Kannibalismus nicht, wie Kingston glaubt, die Existenz jener Höhenspinnen erklären. Sie würden ja dann nach wenigen Generationen sich gegenseitig vernichtet haben! Pflanzen dringen bei weitem nicht so hoch vor wie Tiere. Die höchsten Pflanzenstandorte, die bisher bekannt geworden sind, liegen am Mount-Everest und am Kanchanjanga dicht unter der 6300 Meter-Linie (bei 6220 und 6290 Meter). In diesen eisigen Höhen wächst ein „Sandkraut“ (*Arenaria muscosa*) und ein zierlicher Rittersporn (*Delphinium glaciale*).

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Huger.

XIX.

Aus dem Schreiben der Witwe Spielfermann vom 26. Juli 1784 an die Regierungsrätin Bigelius, worin mitgeteilt wird, daß ein Zimmer in ihrem Hause für den im Herbst von Gießen nach Göttingen übersiedelnden Louis Bigelius bereit sei, erfahren wir, daß in diesem Hause auch die Studenten der Rechte, Goldner aus Offenbach, ein kleiner Schulkamerad Louis, und Hergenbahn, wohnten, was zweifellos als Empfehlung hätte gelten können, wenn bei den alten Beziehungen zur Familie Thilemann und zu Dr. Maht, der vielleicht in seiner Universitätszeit dort gewohnt hatte, dies noch nötig gewesen wäre. Etwas freilich, was der Regierungsrätin gern gelegen hätte, ließ sich nicht machen: Frau Spielfermann gab, wohl vom Frühstück gesehen, keine Verköstigung, insbesondere keinen Mittags- und Abendbisch. Sie schrieb darüber: „was aber den Thiesch betrifft, hoffe ich werden Sie es mich nicht ungütig nehmen, das ich daß nicht thun kann. So gehne ich auch wolte, Ehrlich hab ich 14 vornehme Herrn im Haus die gewiß Es gehne auch wünschten, ich würde mich viel Lust zu ziehen den da ich 2 Thöchter habe, so können Ew. Wohlgeb. Leicht Erachten das Willes dabei als dan zu besorgen ist.“ — Der Sinn dieses Satzes ist nicht ganz durchsichtig: die beiden Töchter könnten doch eigentlich kein Grund gegen die

Hausbelöstigung sein, die ja wohl früher in diesem Hause Brauch gewesen ist, denn offenbar hatte die Regierungsrätin in ihrem Schreiben damit bestimmt gerechnet; aber Frau Spielfermann hatte es wohl nicht nötig, außer der großen Arbeit der Beherbergung von 14 anspruchsvollen jungen Leuten sich auch noch die der Verköstigung aufzuladen. So schrieb sie denn, daß Goldner und Hergenbahn (so!) sich das Essen holen ließen und zusammen auf ihrem Zimmer speisten; das geschehe auch sonst vielfach bei den Studenten. „Was den Thiesch betrifft ist monatlich 1 Louidor da bekommen Sie alle tag Sup, gemüß mit rindfleisch oder Sonsten carnelette“) dergleichen Ein Ben Essen, von Hünner, oder Kalbfleisch, Braten, mit Solath oder Sonst was Eingemachtes, Mittwoch und Sonntag allezeit Badewerk dabei.“ Daß Goldner und Hergenbahn bei solcher Verköstigung recht wohl zufrieden gewesen sind, wie Frau Spielfermann versichert, wollen wir ihr gern glauben, aber 19 Reichsmark monatlich waren damals auch viel Geld. Auch sonst berichtet die redselige Briefschreiberin noch allerlei, was für die Lebenshaltung des Göttinger Studenten von Interesse ist: „Die Wäscherin bekommt daß Viertel Jahr ½ Loui-dor dasohr mus Sie alle woch alles was Schmutzig wird rein waschen, ohne aus nahme. Der freckder, der täglich kommt, bekommt auch daß Viertel Jahr ½ Loui-dor. Zwes Klasten Holt 2 Loui-dor. Eigentlich braucht daß Zimmer 1½ Klasten nuhr. Mit einem so barten winter dat Ein jeder leyder mehr müssen haben. Daß Zimmer des

*) Doch wohl mit „Fleischgericht“ zu übersetzen.

Jahr 6 Louisdor. Der aufwärtiger alle Viertel Jahr 2 Gulden aufwärtigelt und 1 reichsthaler Ther-Solb.“¹⁾ Zum Schluss des Briefes heißt es: „übrigens habe die Ehre Ihnen zu versichern, daß der Herr Sohn so gutt soll bey mich alles haben, daß Er vollkommen soll zufrieden seyn.“

Es ist sehr zu bedauern, daß die Briefe, die zwischen Vater und Sohn in der zweiten Hälfte des Jahres 1784 gewechselt worden sind, nicht mehr vorhanden zu sein scheinen; in der in meinen Händen befindlichen Sammlung der Universitätsbriefe des Ludwig sind sie jedenfalls nicht enthalten. Wir hören infolgedessen nichts von dem Abschied von Gießen; doch verraten uns die Stammbucheintragungen, daß Vigilius am 21. September noch in Gießen war, während bereits am 25. September eine Eintragung aus Göttingen, allerdings auf der Durchreise, vorliegt; der Schreiber dieser Eintragung ist Stallmeister Müller von Lübeck, des Herrn Müller aus dem Einhorn Bruder“²⁾ wie Louis Vigilius berichtet, als jener, Ende Juni von Lübeck kommend, auf der Reise nach Wiesbaden zu längerem Kur-aufenthalt sich einige Zeit in Göttingen aufgehalten hatte und den Brief Louis' vom 30. Juni an den Vater mitnahm. Stallmeister Müller, der offenbar mit der Familie Vigilius näher bekannt war, hat seinen Wiesbadener Kur-aufenthalt etwa am 20. August abgeschlossen; am 22. August traf er in Gießen ein und übergab dem Studenten im Auftrag des Vaters 10 Schild-Louisdor (gleich 110 Gulden oder etwa 190 Reichsmark) für den Abzug von Gießen. Die ausstehenden Rechnungen wurden damit beglichen und am 23. August traten Müller und Vigilius wohl gemeinsam die Reise nach Göttingen an. Sie erfolgte, wie Louis schon früher dem Vater geschrieben hatte, in acht Stationen; die erste Strecke bis Marburg erforderte 6 Stunden Fahrt und kostete „einschließlich dem Frangkeld“ 1 fl. 12 Kr., die weiteren Strecken je 1 Gulden; 60 Pfund Gepäc waren frei. Das der Briefsammlung beiliegende Göttinger Ausgabenverzeichnis des Louis Vigilius rechnet nicht, wie das von Gießen, nach Gulden und Kreuzern, sondern nach Talern, Groschen und Pfennigen. Der Taler scheint, wie der spätere preussische Taler, gleich 1 Gulden 45 Kreuzer (= 3 Reichsmark) gewesen zu sein und zerfiel in 30 Groschen zu 8 Pf. Die erste Ausgabe waren 2 Groschen für das Vorlesungsverzeichnis für den Winter 1784/85; daraus, daß in der Briefsammlung, die ja in Wiesbaden angelegt wurde, sich das Göttinger Verzeichnis für das Sommerhalbjahr 1784 vorfindet, sehen wir, daß der alte Herr sich, bevor er die Übersiedlung des Sohnes nach Göttingen anordnete, das Vorlesungsverzeichnis von dort hatte kommen lassen. Darin sind als Universitätslehrer aufgeführt in der theologischen Fakultät 3 ordentliche Professoren, in der rechtswissenschaftlichen je 5 ordentliche und außerordentliche, in der medizinischen Fakultät 5 ordentliche Professoren und 1 außerordentlicher, in der philosophischen 16 ordentliche und 4 außerordentliche. Außerdem las der Universitätsreitlehrer Anter privatim ein Kolleg über praktische Tierheilkunde; für die fremden Sprachen waren Vektoren angestellt; auch Fechts- und Tanzunterricht wurde erteilt. Auf den ersten Blick erkennt man, daß Göttingen als Universität bedeutend mehr bot als Gießen, auch wenn man von der Persönlichkeit der Hochschullehrer zunächst gänzlich absteht. Ich habe früher erwähnt, was Joachim Heinrich Campe über Gießen als Stadt und als Universität und über die Gießener Studenten gesagt hat; auf der Reise von Hamburg nach der Schweiz hatte ihn sein Weg auch über Göttingen geführt, und der Gerechtigkeit halber möchte ich nun auch anführen, was er von der Academia Georgia Augusta, der Georg-August-Universität, berichtet.

„Göttingen“, so sagt er, „die ansehnlichste Stadt in dem zum Kurfürstentum Hannover gehörigen Fürstentum Calenberg gelegen, mag etwa tausend Häuser und gegen 8000 Einwohner haben. . . Die Stadt hat mehr als einen beträchtlichen Nahrungszweig; fruchtbare Äcker und Gärten, blühende Wollenmanufakturen, Handel mit Mettwürsten, welche vielleicht in der ganzen weiten Welt nicht wohlschmedender gemacht werden als hier, und vornehmlich die Universität, welche allein schon einen Geldumlauf von mehr als 200 000 Talern verursachen muß. Die Anzahl der Studenten mag im Durchschnitt zwischen 800 und 1000 seyn.“ Von

¹⁾ Es ist nicht zu ersehen, was damit gemeint ist.

²⁾ 1790 ist Joh. Adam Müller Inhaber des Gasthauses „Zur Stadt Frankfurt“; das „Einhorn“ war damals im Besitz von dessen Schwager, dem Gastwirt Reinhard Käberger (Kesseberger); letzterer ist 1807, nach Spielmanns Angaben, noch Besitzer des „Einborns“, das sich 1809 in den Händen der Witwe Gerhard Adermann befindet. Der gegenwärtige Inhaber des „Einhorn“, Georg Müller, hat mit Joh. Adam M. von 1790 nichts zu tun.

diesen Studenten weiß er allerdings nicht viel Erfreuliches zu berichten, wie denn sein Urteil über die deutschen Universitäten, die er aus eigener Erfahrung kennt, gerades vernichtend ist. Alle, selbst die besten nicht ausgenommen, bedürften, nach seiner Meinung, in Ansehung der Sitten noch immer einer großen Verbesserung; ein Teil der Studierenden bestche aus unerzogenen rohen Jünglingen, die ihre Zeit mit Faulenzen und schändlichen Ausschweifungen hinbrächten und die ihre ganze Ehre darin setzten, recht auffallend sonderbar, grob und läberlich nicht bloß zu sein, sondern auch zu scheinen. Unschuld, Gesundheit und künftiges Wohlergehen vieler Jünglinge würden unwiederbringlich vernichtet; alle Bemühungen der akademischen Lehrer, hier Wandel zu schaffen, würden keinen durchschlagenden Erfolg haben, „so lange noch es den Regierungen mehr darum zu tun sein wird, auf ihren Universitäten recht viele Geld verzehrende Jünglinge jeder Art als lauter gesittete und fleißige versammelt zu sehen.“ Trotz recht übler persönlicher Erfahrungen, die er gerade in den ersten Tagen seines Göttinger Aufenthaltes gemacht hatte, glaubt er der Universität Göttingen das Zeugnis schuldig zu sein, „daß sie ihm . . . im ganzen genommen, eine der am meisten gesitteten in Deutschland zu sein schien, so wie sie teils in Ansehung der vielen und kostbaren Hilfsmittel zur Erlernung der Wissenschaften, teils in Ansehung der vortrefflichen hiesigen Lehrer jeder Art, unstreitig fast die Königin unter allen deutschen Akademien ist. Fleiß und Wohlankständigkeit scheinen . . . unter einem großen Teil der hiesigen Studierenden, herrschender Hauptton zu sein; und an dieser besseren Hälfte möchte man eher eine zu weit getriebene Feinheit im Äußerlichen, besonders einen durch Brachtliche und zu weit ausgedehnte Nachahmung der hohen Lebensart entstehenden viel zu großen Aufwand, als Rohheit und häuerisches Studentenwesen zu tabeln finden.“³⁾

³⁾ Joh. Heinrich Campe, Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend. 2. Teil: Reise des Herausgebers von Hamburg bis in die Schweiz i. J. 1785. Reutlingen 1805. S. 86–98.

Nassauische Kalender.

Vor rund zweihundert Jahren erschienen im Herzogtum Nassau die ersten Kalender. Fürst Wilhelm zu Nassau erteilte „seinem getreuen Bonaventur de Launoy, hochgräflichen Pfennburg-Offenbachischen Buchdrucker“ die Genehmigung zum Druck und Verlag und alleinigen Vertrieb seines „fürstlich nassauischen Haus- und Land-Calenders“. Dieser und einige andere Kalender von mehr oder minder Güte, von denen sich in Büchereien und Privatbibliotheken noch hin und wieder einige Exemplare vorfinden, wurden auf Beschluß des nassauischen Staatsministeriums vom 1. April 1808 aufgehoben und durch einen allgemeinen privilegierten Haushaltungskalender für das Herzogtum abgelöst. Die Regierung verband mit der Einführung dieses Kalenders nicht etwa soziale oder gar kulturelle Zwecke, sondern es sollte zur Vermehrung der indirekten Steuern dienen. Auf jedem Kalender ruhte eine Stempelsteuer von 3 Kreuzern. Der Landeskalendar, wie er in der Folge genannt wurde, wurde in der Hofbuchdruckerei von Ludwig Schellenberg (Wiesbaden) hergestellt, die für jedes Exemplar 3 Kreuzer erhielt und sich dazu verpflichten mußte, kein ungestempelter Exemplar zu verkaufen. Der Kalender wurde von der Landesregierung eigenhändig zensiert. Mit der Schriftleitung und der Lieferung vollständiger Aufträge betraute man den Parrer Kiedner in Espstein. Jede Familie in Nassau mußte einen Kalender, der sechs Kreuzer kostete, kaufen. Wer sich einen „ausländischen“ Kalender hielt, und war es auch nur ein Frankfurter oder gar ein heftischer, wurde in eine Geldbuße von 20 Reichstalern genommen. Die Herausgabe der Kalender an die einzelnen Gemeinden geschah unter der Kontrolle der Amtmänner an die zuständigen Bürgermeister. Allein die Verteilung des ersten Jahrganges — 1809 — stieß schon auf Widerstände infolgedessen, als sehr viele arme und des Lesens unfähige Leute die Annahme des Kalenders verweigerten. Die Regierung gab nach und bestimmte, daß Personen, die Almosen empfangen, keine Kalender aufzuzwingen werden dürfen. Die Austeile dagegen, daß man nicht lesen könne, ließ die Regierung nicht gelten. Sie verfügte, daß in diesem Falle dann ein Nachbar aus dem Kalender vorlesen solle. Es wurden, so lange die nassauische Regierung sich das Vorrecht des alleinigen Kalendervertriebes in Nassau annahm, jährlich 50 bis 55 000 abgestempelte Kalender zum Preise von 6 Kreuzer an die Bevölkerung verkauft.